

Gerhard Hildebrandt 1919–2007

Gerhard Hildebrandt ist am 30. April 2007 hochbetagt in Göttingen gestorben und am 15. Mai auf dem Mennonitenfriedhof zu Hamburg und Altona beerdigt worden. Er wollte seine letzte Ruhe nicht in der Anonymität der Diaspora, sondern in der Geborgenheit seiner Glaubensgemeinschaft finden. Diese Geborgenheit erinnerte ihn entfernt an seine Heimat in den mennonitischen Siedlungen an der Molotschna in der Ukraine – an eine Gemeinschaft, die das ganze Leben umschloß.

Im Grunde lebte er in mehreren Welten: in der Gemeinschaft der Mennoniten, im akademischen Milieu der Universität und in dem weiten Kreis seiner Familie. Er hat es verstanden, diese Welten miteinander zu verbinden – nicht nur für sich selbst, sondern auch in der Begegnung mit anderen. Vielleicht war es seine »Frohnatur«, die es ihm leicht machte, auf unkomplizierte Weise zwischen den Welten hin- und herzuwechseln und andere daran teilnehmen zu lassen, ohne Hektik zu verbreiten und den Eindruck zu erwecken, eigentlich gerade immer woanders sein zu müssen. Was er ausstrahlte, war eine in sich ruhende Gelassenheit, die zum Ausdruck brachte, daß er sich vom Leben in diesen Welten reich beschenkt wußte.

In seiner Nähe ließ es sich behaglich plaudern, auch gesellig essen und trinken. Zahlreiche mennonitische Studenten, die er in Göttingen um sich sammelte, werden sich an das gastfreie Haus Julia und Gerhard Hildebrandts erinnern, in dem über alles gesprochen werden konnte, was junge Menschen bewegte und bedrückte. Unvergeßlich ist mir die gemeinsame Lektüre moderner Literatur. Wir lasen das berühmte Poem »Die Zwölf« von Alexander Block, die »Todesfuge« von Paul Celan, die »Mutmaßungen über Jakob« des gerade zu frühem Ruhm gelangten Uwe Johnson; wir diskutierten über theologische Streitfragen und das politisch-kulturelle Feuilleton. Oft war es Halbverstandenes oder begeistert Aufgenommenes, das aus den Hörsälen in die häusliche Idylle hinüberschwappte. Diese Situation hat Reinhard Tgahrt, der später leitender Mitarbeiter am Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar wurde, einst so beschrieben: »hochmütig und befangen zugleich, wie man sich in den ersten Studienjahren eben zeigt, also auch dankbar dafür, bemerkt zu werden oder ein paar aufmerksame Zuhörer zu treffen, denen man etwas von der eigenen, noch ein bißchen haltlosen Begeisterung mitteilen

konnte, vielleicht auch riskante Behauptungen, dieses oder jenes gerade entdeckte Gedicht«. Der Gastgeber ließ uns gewähren und übte uns auf seine zurückhaltende Art in eine Gesprächskultur ein, in der sich unsere mennonitische Herkunft an den akademischen Anspruch, den das Studium erhob, zu gewöhnen begann. Wonach wir noch suchten, war den Hildebrandts damals schon gelungen. Es tat uns gut, die dürftige Studentenbude für einige Abende im Semester mit einem kultivierten Ambiente zu vertauschen.

Wir diskutierten auch über die aktuellen Probleme des Mennonitentums, zu dem wir uns mehr oder weniger kritisch verhielten. Ebenso hörten wir von einer Welt, die längst versunken war: von den Dörfern der Mennoniten in der Ukraine, aus denen Gerhard Hildebrandt stammte, und von den oft verzweifelten Versuchen, diese unter dem kommunistischen Regime zerstörte Welt im Chaco von Paraguay wieder entstehen zu lassen. Davon erzählten Kommilitonen, die zum Studium oder zu Besuch aus den dortigen Kolonien nach Göttingen gekommen waren: Walter Regehr oder Jakob Warkentin. Und wir hörten die Predigten, die Gerhard Hildebrandt in der schlichten, streng am biblischen Zeugnis orientierten Art rußlanddeutscher Laienprediger in der Göttinger Diasporagemeinde hielt – in einem schmucklosen Gemeindesaal neben der Jakobikirche. So heiter es in seinem Hause zugeht, hier herrschte urmennonitischer Glaubensernst. Das war seine Art, mit der wohl selbst gelegentlich empfundenen, etwas desolaten Situation des Gemeindelebens in der Zerstreuung umzugehen.

Nach dem Studium der Slavistik, der osteuropäischen Geschichte und der evangelischen Theologie hatte Gerhard Hildebrandt die Betreuung der versprengten Glaubensgeschwister im Göttinger und Bielefelder Raum von Dr. Ernst Crous, dem Begründer der Mennonitischen Forschungsstelle, neben seiner hauptamtlichen Tätigkeit als Lektor und später Dozent am Slavischen Seminar der Universität Göttingen 1957 offiziell übernommen und einen bedeutenden Beitrag zum Entstehen der Mennonitengemeinde in Bechterdisen bei Bielefeld geleistet. Begonnen hatte er mit dem Predigtdienst in den kleinen Versammlungen von Ort zu Ort schon während seines Studiums. Noch wenige Monate vor seinem Tod ließ er es sich nicht nehmen, in den Geschichtsblättern von der Jubiläumsfeier zum fünfzigjährigen Bestehen dieser Gemeinde zu berichten, in der viele rußlanddeutsche Flüchtlinge und Rückwanderer eine neue Heimat fanden. Es wird wohl ein Geheimnis bleiben, wie es ihm gelingen konnte, den eher bäuerlich geprägten Frömmigkeitsstil der rußlanddeutschen Mennoniten mit der liberal-städtisch geprägten Aufgeschlossenheit des nordwestdeutschen Mennonitentums zusammenwachsen zu lassen, dem seine Frau Julia van Delden entstammte. Beide werden sie

daran ihren Anteil gehabt haben. Auf jeden Fall ist diese Symbiose dem deutschen Mennonitentum insgesamt zugute gekommen: Ihm wurde geholfen, die rußlanddeutschen Glaubensgeschwister anzunehmen, und jenen wurden Wege geebnet, sich in Deutschland zurechtzufinden.

Um die Integration der Rückwanderer in das deutsche Mennonitentum hatte Gerhard Hildebrandt sich vor allem gekümmert, als er 1979 zum Vorsitzenden der Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden gewählt wurde. Er hat sich nicht nur darum bemüht, sondern auch gemeinsam mit Adolf Schnebele dafür gesorgt, daß die süddeutschen Gemeinden des Verbands mit den Gemeinden der Vereinigung einander näherkamen und ernsthaft nach Wegen zur Zusammenarbeit suchten. Beide Bemühungen waren nicht umsonst. Entstanden war die Arbeitsgemeinschaft deutscher Mennonitengemeinden. Daß ein Verschmelzen der rußlanddeutschen Glaubensgeschwister, die in den letzten Jahrzehnten einwanderten, mit den deutschen Mennonitengemeinden noch nicht gelungen ist, lag sicherlich nicht an einem unzureichenden Engagement Gerhard Hildebrandts. Sein Erfahrungshintergrund war vor allem den Mennoniten noch sehr nahe, deren Gemeinden in den dreißiger Jahren aufgelöst wurden und die im Zuge des Zweiten Weltkriegs den Weg in den Westen fanden. Ihr Schicksal hatte er geteilt, und für diese Flüchtlinge, deren Vertrauen er genoß, ließ sich viel tun. Inzwischen hatten tiefgreifende Leiderfahrungen unter dem sowjetrussischen Regime die Gemeinschaft der deutschen Mennoniten in Rußland aber auch geistlich so verändert, daß die meisten Rückwanderer im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts kein Vertrauen mehr aufbrachten, sich in das bestehende Mennonitentum des Westens integrieren zu lassen. Sie wollten unter sich bleiben und den Anfechtungen der modernen Zivilisation gemeinsam widerstehen. Auch dafür zeigte Gerhard Hildebrandt Verständnis. Gleichwohl bot er seine Hilfe an, die Erinnerung an die Wurzeln ihrer Herkunft zu pflegen und Kraft aus ihrer Geschichte zu ziehen, um sich in der neuen Umgebung zu orientieren, ohne ihre konfessionelle Identität zu verlieren.

Gerhard Hildebrandt hat den Verein zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des rußlanddeutschen Mennonitentums 1989 in Göttingen mit begründet und den Vorsitz übernommen. Inzwischen wurden Briefe von Mennoniten in dem Sammelband *Aber wo sollen wir hin* (1998) von diesem Verein herausgegeben, dann folgte der Sammelband *200 Jahre Mennoniten in Rußland* (2000), den Gerhard Hildebrandt gemeinsam mit seiner Frau herausgab, und im vergangenen Jahr schließlich die von ihm edierte Quellensammlung *Die Mennoniten in der Ukraine und im Gebiet Orenburg. Dokumente aus den Archiven Kiev und Orenburg* (2006). Seine kurzgefaßte, an-

sprechend gestaltete Darstellung der mennonitischen Siedlungsgeschichte in der Ukraine erschien unter dem Titel *Die Kolonisation am Beispiel der Mennoniten* in der Deutschen Geschichte im Osten Europas, die Gerd Stricker 1989 im renommierten Siedler Verlag herausgab. Seither hat sich der Prediger und Sprachwissenschaftler immer mehr zum Historiker seiner rußland-deutschen Glaubensgemeinschaft entwickelt.

Diese historische Skizze wurde zur Grundlage für eine breiter angelegte Geschichte der Mennoniten in Rußland, an der er bis zuletzt arbeitete und die unvollendet geblieben ist. Er kannte die Mennoniten von innen her, war für die schwierigste Phase ihrer Geschichte in Rußland ein Zeitzeuge und hatte sich im Zuge seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit russischer Sprache und Kultur in die politische, gesellschaftliche und religiöse Entwicklung Rußlands eingearbeitet. Das war eine gute Voraussetzung für eine Darstellung der Mennoniten in einem Land, das ihnen die Chance bot, sich aus ärmlichen Anfängen eingewanderter Pioniere zu wohlhabenden, tief im Glauben ihrer täuferischen Vorfahren wurzelnden Gemeinwesen zu entwickeln.

In seiner Dissertation von 1955 hatte Gerhard Hildebrandt sich mit dem Protopopen Avvakum (1620/2–1682) beschäftigt, der sich für eine moralische Erneuerung der russisch-orthodoxen Kirche einsetzte, sich aber weigerte, die Änderungen in der Liturgie anzuerkennen, die Patriarch Nikon durchgesetzt hatte. Diese Weigerung mußte er mit dem Vorwurf, Schismatiker zu sein, mit Verbannung, maßlosem Leid und mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen bezahlen. Das ist in seinem Lebensbericht nachzulesen, den Gerhard Hildebrandt 1965 in deutscher Übersetzung mit einem Nachwort herausgab. In einem Gespräch, das ich mit ihm anlässlich seines 80. Geburtstags führte und das in den *Mennonitischen Geschichtsblättern* unter dem Titel *Von Zieselmäusen, Popen und Mennoniten* 1999 veröffentlicht wurde, hat er von dem Zusammenhang zwischen den moralischen Reformforderungen des Protopopen, dessen Martyrium und den Leiderfahrungen der frühen Täufer gesprochen. Dabei hat er besonders auf die Ablehnung des Glaubenszwangs hingewiesen, die beiden trotz grundsätzlicher Unterschiede gemeinsam war: »Merke auf, du Hörer, Christus ruft in Freiheit (...). Die Lehrer aber, die mit Feuer und Schwert zum Glauben bekehren wollen, sind ganz deutlich Handlanger des Antichrist.« Das war, wie bei den Täufern, ein apokalyptisch aufgeladener Antiklerikalismus. Es gab zwar keinen historischen Zusammenhang zwischen den Täufern und Avvakum, wohl aber einen Zusammenhang, den Gerhard Hildebrandt für sich herstellte, um sein ausgeprägtes Interesse am Studium der Religions- oder Kirchengeschichte nonkonformer Gestalten und Gemeinschaften verständlich zu machen.

So ist die Migrationsgeschichte der Mennoniten für ihn nicht nur eine Erfolgsstory, die in der Beschreibung der Kulturleistungen gipfelt. Diese Geschichte wird vielmehr als ein Versuch begriffen, den Glauben der Väter in einer Welt zu leben, die diese Mennoniten – anders als die Täufer des 16. Jahrhunderts – sich erst selber schaffen mußten – nach eigenen Prinzipien, die teilweise der täuferisch-mennonitischen Trennung von Kirche und weltlicher Obrigkeit zuwiderliefen. Folgerichtig war das ein Prozeß, in dem mit Entbehrungen, Meinungsverschiedenheiten, Konflikten, Spaltungen, Glaubenskompromissen und Glaubenseifer gerungen wurde. Das war auch ein Prozeß, in dem eine religiös und kulturell motivierte Solidarität untereinander entstand, die dem Zugriff des kommunistischen Regimes zunächst erbitterten Widerstand entgegensetzte. Darauf wurde noch einmal im Vorwort zu dem erwähnten Aufsatzband *200 Jahre Mennoniten in Rußland* hingewiesen: »Der ab etwa 1929 durch die Maßnahmen der sowjetischen Machthaber einsetzende Zusammenbruch aller äußeren Ordnungen und mancher traditionellen Werte konnte den inneren Halt der Familien nicht mitzerstören. Die Mennoniten in Rußland wurden nun wieder das, was sie von ihrem täuferischen Beginn her Jahrhunderte hindurch hatten sein müssen: ein Volk der Wanderschaft, vertrieben, gefangen, entwurzelt. Während der folgenden Jahrzehnte gab es für die Mennoniten ›keine bleibende Stadt‹ mehr in dem Lande, wo ihren Vorfahren einst von der russischen Regierung Wohn- und Siedlungsrechte zugewiesen worden waren.«

So hat Gerhard Hildebrandt immer beides im Blick gehabt: Was aus den Mennoniten im Laufe ihrer religiös motivierten Wanderungen wurde, das blühende Gemeinwesen an der Molotschna beispielsweise, aber auch das maßlose Leid, das über sie kam, an dem sie aber nicht zerbrachen. Gerhard Hildebrandt konnte gelassen und heiter, er konnte auch ernst sein. Das war ein Naturell, in dem sich die Geschichte seiner Glaubensgemeinschaft widerspiegelte.

Hans-Jürgen Goertz